

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Evangelisches Kirchen- und Volksblatt. 1877-1919 1922

34 (20.8.1922)



Direktionsjahr bei Herren 15.— M.,
direkt bei der Verlagshandlung bei
wöchentlich, francozusendung 21.50 M.,
bei der Post bestellt 15.50 M.

Evangelisches

insgesamt 2.— M., (Diebstahl)
ob. Anzeigeb. — M., Cliffer-Inferate
2.50 M., die wergel. Monpazellage
ob. der. Raum. Post-Zeit. — Mat. Nr. 1829

Kirchen- und Volksblatt

Sonntagsblatt für Baden.

Nr. 34.

Sonntag, den 20. August 1922.

63. Jahrgang.

Heilige Tränen.

10. Sonntag nach Trinitatis über Lukas 19, 41—44.
Lied Nr. 86: Heiland, deine Menschenliebe.

Zweimal ist uns in der Schrift gesagt, daß Jesus weinte: Einmal dort am Grabe des Lazarus, da gingen ihm die Augen über und er weinte angesichts des Todes mit seinem Volke. Hier nun, vor den Toren der Stadt Jerusalem, da er nahe hinzukam und sie ansah, weinte er über sein Volk. Die Seele des Herrn mußte in tiefer Bewegung sein, wenn ihm die Tränen kamen, denn er war, bei aller tiefsten Güte und Weichheit seines Herzens, nicht ein Mann, den leicht ein beweglicher Anblick, eine schmerzliche Empfindung zu Tränen rührte; wir sehen an dem Herrn allenthalben die stärkste männliche Beherrschung. Wenn er aber einmal weint, dann ist das umso bedeutender und hat nicht nur seinen tiefsten Grund, sondern soll auch seine nachhaltigste Wirkung haben.

Was war die Ursache seiner heiligen Tränen? Er ist unterwegs nach Jerusalem, er kommt in „seine Stadt“, in sein Eigentum, zu seinem Volk. Auf dem Wege vom Ölberg herab hat fröhliches Jauchzen und Hosannarufen ihn umringt. Aber derer, die so sich freuen und die so rufen, sind doch wenige im Vergleich zu den Tausenden und Über-tausenden drinnen in der großen Stadt. Die große Stadt wird höchstens erregt und zu der Frage gedrängt: „Wer ist der?“ Sonst aber bleibt die überwältigende Menge unbewegt, ahnt nicht und weiß nicht, wer jetzt zu den Mauern der Stadt einzieht, weiß nichts anzufangen mit dem Ruf der anderen: „Siehe, dein König kommt zu dir!“ Und die, die es wissen könnten, die unterdrücken es, die lassen es nicht gelten und nicht aufkommen, die sind verblendet und halten die Uebrigen in Verblendung. So bleibt ein kleines Häuflein solcher, die es ahnen: „Hier naht der Friedesfürst, der König, der einzige Helfer und Herr! Vor den Augen der anderen ist es und bleibt es verborgen, sie erkennen es nicht und wollen es nicht erkennen. Das ist furchtbar; das ist auch für den Herrn etwas so furchtbares, daß er nicht anders kann, als weinen über diese Stadt, über dieses ihn verkennende und verwerfende Volk. Indem er die Stadt ansieht, wie sie so daliegt, steht noch völlig unterseht, wie unüberwindlich, wie für die Ewigkeit gebaut hinter den gewaltigen Mauern, Toren und Türmen, da steht schon vor seinem Heilandsauge ein anderes Bild: Er sieht die Stunde der furchtbaren Not und Bedrängnis, er hört den Fußtritt der drängenden Feinde rings um die Stadt, er vernimmt den Jammer und das Wehklagen an allen Enden, er schaut den Greuel der Verwüstung, da von dem steht so festgefügt demauer kein Stein auf dem andern bleiben wird. Und das Schwerste: Er weiß, daß es alles anders kommen könnte, wenn das Volk erkennen wollte zu dieser seiner Zeit, was zu seinem Frieden dient. Aber die Würfel sind schon gefallen; nun ist's zu spät; nun gehen und kommen die Dinge so, wie sie kommen

müssen. Und weil das Jesus weiß und mit völliger Deutlichkeit klar vor sich sieht, es geradezu handgreiflich vor seinem Auge steht, darum füllen sich des Heilands Augen mit den heiligen Tränen, die er dort weint über sein Volk und über seine Stadt.

„Er sah die Stadt an und weinte über sie.“ Spüren wir es nicht, wie dieses Wort über die Jahrhunderte herüber seine erschütternde Wirklichkeit behält und neu gewinnt auch für unsere Gegenwart? Wieviel lag doch dem Heiland an den Menschenkindern seiner Zeit, an den Seelen derer, die dort in seiner Stadt wohnten! Denn ihnen galten seine heiligen Tränen, nicht nur der alten, stolzen, prächtigen Zionsstadt. Freilich auch dieser. Jesus hat auch ein Auge für alles, was schön und groß, was geschichtlich wertvoll und in langer geschichtlicher Entwicklung geworden ist; er ist in seinen Erdentagen nicht so zeitlos und geschichtslos, daß sein Herz nicht seinem Volk und Land gehört; er hat wohl auch eine heilige Mannesträne dafür, wenn das alles nun untergeht. Aber vor allem weint er über das Volk selber, das seine Zeit nicht erkannt hat, darinnen es heimge-sucht war, darinnen es besucht hat der Aufgang aus der Höhe, da Er zu ihm kam, unter ihm weilte, nach ihm suchte und es selig machen wollte, und es hat nicht gewollt!

Wieviel liegt doch dem Herrn an uns, an dem, daß unsere Seelen möchten selig werden, an dem, daß unser Volk erkennt, was zu seinem Frieden dient. „Zu dieser deiner Zeit“, das ist so persönlich, so zwingend, daß es einem nicht mehr losläßt. Ist nicht auch für unser Volk jetzt wieder „diese seine Zeit“ da, die Gotteszeit, in der Christus vor den Toren steht, wartend, daß sich ihm die Türen aufsun, die Herzentüren, die Haustüren, die Staats-portale und die Kirchentüren? Oder bleibt es immerdar bei der Vereinzelnung, bei dem kleinen Häuflein derer, denen es als seligste, beglückendste Erkenntnis aufgegangen ist: „Siehe, dein König kommt zu dir!“ und die darum im Herzen und mit dem Leben bekennen: Mein Herr und mein Gott! Bleibt's den Augen der anderen, die unsere Straßen füllen, unsere Geschäftsräume und Fabriken füllen, bleibt's dem Volke als Ganzem verborgen, darum verborgen, weil es auch jetzt wieder nicht die Zeit erkannt hat, darinnen es heimgesucht ist? Das wäre furchtbar. Wir kennen Luthers Wort vom fahrenden Platzregen und seinem erschütternden „Hin ist hin!“

Es bleibt aber ein Weg offen und eine Zuflucht vor dem, daß es heißt: deine Zeit ist vorbei. Jesus spricht: „Wenn doch auch du erkennen würdest, was zu deinem Frieden dient!“ So bleibt denn noch immer und auch jetzt wieder für jeden und für das Volk in dieser Zeit der Heim-suchung die Möglichkeit solcher Erkenntnis, da uns das Auge aufgeht für den einzigen und endgültigen Helfer, für ihn, der wirklich zum Frieden führen und ein Heiland aller Menschen werden kann. Wenn die Erkenntnis aufginge und durchbräche, dann wären uns geholfen, dann wären des

Heilands Tränen auch über unser Volk nicht umsonst geweint, dann dürfte auch uns das Wort gelten, das Jesus bei seinen ersten heiligen Tränen angesichts des Todes gesprochen hat: „Du sollst die Herrlichkeit Gottes sehen!“ L. S.

Fidi.

Volkserzählung von A. Weiffels.

7) (Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

VIII.

Die reiche Frühlingsblüte des Alten Landes hatte gehalten, was sie versprochen. Schwer hingen die Zweige der Obstbäume in den Höfen, an den Landstraßen und Deichen, unter der Last der Kirichen. Alt und jung sah vom Morgen bis zum Abend auf schwanken Leitern und schwankeren Nesten und pflückte den Gottesseggen und jeder Dampfer brachte Körbe über Körbe voll Kirichen nach Hamburg. Aber nicht nur Kirichkörbe führte der Dampfer am Morgen eines leuchtenden Julitages. Ein buntes Gefribbel und Gefrabbel füllte das Deck, denn L. rer Wagts fuhr mit seiner ganzen Schule elb-aufwärts nach Hamburg, wo man Hagenbeds Tierpark besichtigen wollte.

Die Mädchen in fleisgestärkten Kleidern, die schönsten Strohhüte auf den glattgestriegelten blonden Haaren, die Jungens in den Sonntagsanzügen mit Botanistertrommeln voller Butterbrot. Von den großen bis zu den kleinsten war alles dabei und freute sich auf Hagenbeds Wunder. Lehrer Wagts und sein jüngerer Kollege Meier hatten genug zu tun, die ganze Herde in Ordnung zu halten, und doch kamen alle Augenblicke die Mädchen und Klagen: „Herr Lehrer, Schlieker bufft mir immer!“ oder: „Herr Lehrer, Emma schimpft mir immer for 'n Affen, weil daß ich mein Haar in Lockens geflochten hab'.“

Die Herren Lehrer wußten oft nicht recht, wo ihnen der Kopf stand und Fidi war auch manchmal drauf und dran, sie um ihren Schutz anzugehen. Sein verunglückter damaliger Ausflug am Hamburger Hafen war irgendwie durchgeschickert und nun hagelte es von allen Seiten anzügliche Redensarten und Sticheleien. Fidi sah, daß es am klügsten war, sich taub zu stellen, aber die Wut stieg ihm in die Kehle und die Hände zuckten nach seinen Peinigern. Doch sein Stolz verbot ihm, bei den Lehrern Hilfe zu suchen. Er zog sich von den andern Kindern zurück, um sich am Vordersteben einen Platz zu suchen. Doch schon von weitem sah er Pastor Willers mit seinen Kindern dort sitzen, der ihn auch gleich erkannte und freundlich zu sich heranzwinkte.

„Guten Tag, Dhsen. Na, auch unterwegs zu Hagenbed? Da habt ihr aber seines Wetter. Da hätten wir auch Lust mitzumachen, nicht, Kinder?“ Der große Obertertianer zuckte ein wenig herablassend die Achseln: „Ich bin schon zweimal dagewesen.“ Aber der lustigen, dunkeläugigen Siebenjährigen funkelten die Augen begeistert. „Man zu, Vater, zu Großmutter können wir immer noch!“ Der Vater lachte und beugte sich zu der jüngsten Fünfjährigen herunter, die mit großen, vergifmeinnichtblauen Augen in dem runden Gesichtchen zu Fidi aufschaute. „Na, und du, Hanna?“ Sie schmiegte sich ängstlich an den Vater und flüsterte: „Nicht zu den Löwen und Tigern, lieber zu Großmutter.“

Fidi sah voll Bewunderung den gleichaltrigen Jungen an. Wie schmucl er ausah im Matrosenanzug und Nähe mit der offenen Brust, richtig wie ein Matrose. Und so forsch. Mit dem zusammen wollte er wohl alle andern Jungens so in Grund und Boden hauen, daß sich kein Junge wieder gegen ihn rührte. Aber dazu war ein Gymnast sicher zu sein. Der guckte in den Ferien sicher keine Dorfjungen an. „Wie gefällt es dir denn bei Lehrer Wagts, mein Junge?“ fragte freundlich der hagere Pastor. Fidis Augen leuchteten. „O, Herr Pastor.“ „Na, da läufst du uns nicht wieder davon, was?“ Fidi wurde dunkelrot bis unter die blonden Haare. „Nein,“ stammelte er verlegen. „Na, und wenn erst Ferien sind, da kannst du mal öfter zu uns rüber kommen und mit Hans spielen, der ist sonst

zu viel über den Büchern. Und Lene kann auch mitspielen.“ „Ich auch,“ sagte die kleine Blauäugige leise und bestimmt. „Ich mag den Jungen gerne leiden.“ „Siehst du, Dhsen,“ lachte der Pastor, „da will sogar unsere Hanna mitspielen.“

Fidis Herz klopfte höher; das würden ja Ferien werden! Hans sah ihn wohlwollend lächelnd an, Lene lachte ihm vergnügt zu und Hannas große Augen ruhten ernst und fragend auf ihm. „Wie heißt du?“ fragte sie. „Fidi Dhsen,“ sagte er und wurde rot. „Spielt du auch mit mir, Fidi? Hans sagt immer, ich bin noch so klein.“ Fidi gelobte, auch mit ihr zu spielen, worauf sie ihm ein schwarzes Kaninchen versprach. Und ehe er sich's versah, war er mit den Kindern im lebhaften Gespräch. Meidisch sahen die andern Kinder herüber, aber sie waren zu verlegen und ungelent, um näher zu kommen, und so blieb Fidi allein in der Gunst der Pastorenkinder. Hans war gar nicht so hochmütig, wie er zuerst tat. Das Gehabe war er wohl nur seiner grünen Mü: schuldig gewesen. Lene war über-sprudelnd lebhaft, aber die liebste war Fidi doch die kleine blonde Hanna, deren Augen ihn immer wieder vertrauens-voll suchten. Wie eine kleine Mohnblume sah sie da in ihrem roten Kleidchen, eine rote Schleife in den silber-blonden, weichen Haaren und immer so ernst und ehrenfest. Die Zeit verging Fidi wie im Fluge. Er sah kaum den Strom mit seinen Schiffen, die Möwen, die lieblichen Ufer von Blankenese und zuletzt den Hamburger Hafen. An den Landungsbrücken trennte er sich von seinen drei neuen Freunden. Aber als er schon Abschied genommen hatte, kam Hanna ihm nach einer Weile nachgelaufen.

„Fidi, Fidi,“ rief sie atemlos. „Warte mal eben.“ „Na, Hanna, was willst du?“ fragte er und beugte sich zu ihr herunter. „Da!“ sagte sie und hielt eine ganze Hand voll Geld hin. „Vater sagt, du bist ein armer Junge. Bist du das nicht?“ „Was soll ich damit?“ fragte er erstaunt. „Weil du arm bist und ich dich gerne leiden mag.“ „Wer sagt, daß ich arm bin?“ fragte Fidi heißer. Fidi sah in die blauen, liebevollen Augen. „Ja, Hanna,“ sagte er leise. „Ich danke dir vielmals. Aber dein Geld darfst du behalten. Ich habe selber welches von Lehrer Wagts.“ Er schluckte, weil ihm plötzlich ein Kloß im Halse sah. „Ach du,“ sagte sie ärgerlich, „dann bist du ja gar nicht arm. Gib man wieder her, dann will ich mir einen kleinen Hund davon kaufen. Dafür hab' ich es nämlich gespart, aber dir wollte ich es gern geben.“ Und damit hüpfte sie vergnügt wieder davon, zum Vater hin, der sie rief.

Fidi war den ganzen Tag nicht so recht bei der Sache. Löwen und Tiger, Elefanten und Kamele zogen wie heitere, fröhliche Träume an seinen Augen vorüber. Die Stichelreden der anderen Kinder verstummten, weil sie zu sehr mit dem beschäftigt waren, was die Augen sahen. Ungeklärt ließ man Fidi seine Wege gehen, und als er wieder außerhalb der Tore des Tiergartens stand, war ihm im Gedächtnis eigentlich nur ein Walros geblieben, das so gut Freund mit seinem Wärter war, daß es ihn küßte und ihm aufs Wort folgte. Der Wärter trug, des feuchten Freundes eingedenk, Delzeug und hatte sich sogar im Aussehen diesem Freunde angepaßt, trug er doch denselben Schnauzbart, wie das Walros, das übrigens sogar einer Mundharmonika und Trompete Löne entlocken konnte. Davon mußte er Hanna erzählen, die würde sicher große Augen machen. Dann ging es wieder nach den St. Pauli Landungsbrücken. Aber kurz vorher gab es auf der Straße einen Auflauf. Barthold Schlieker und Heini Sumfleth hatten einen kleinen braunen Hund, erst wenige Wochen alt, gefunden. Jämmerlich winselnd lag er mit einem gebrochenen Bein da und schien niemand zu gehören, denn kein Mensch kümmerte sich um ihn. Sie hoben ihn auf und zeigten ihn, und Lehrer Wagts erlaubte, daß sie ihn mitnahmen.

Reidvoll sah Fidi zu. Warum konnte er nicht den Hund finden? Was für ein Geschenk für Hanna wäre das gewesen! Er trat näher und ließ sich den Hund zeigen,

aber Heini Sumsleth steckte ihn in seine Mütze und wollte ihn niemand zeigen. Die Kinder gingen auf den Dampfer und jeder mußte sich ein Plätzchen erkämpfen. Es war, als wollte ganz Hamburg das goldene Sommerwetter und ein Bad in der lauen Elbe in Blankenese oder Wittenbergen genießen.

Der Himmel wölbte sich tiefblau über der warmen Erde, ein frischer Wind trieb schneeweiße, dicke, flockige Wolkensballen darüber hin. Der Wind fürchte das helle Wasser stellenweis und fuhr vergnügt in die weißen, grauen und braunen Segel. Schneeweiß blühte der Uferstrand, schäumend leckten die Heckwellen der Dampfer über ihn hin und jauchzend warfen sich die Kinder und Erwachsenen in das laue Wasser. Bunt und lustig standen die kleinen und großen Häuser im Grün der waldigen Abhänge. Da oben mußte sich's schön wohnen, dachte Sidi. So ein Haus würde er sich später einmal kaufen, wenn er viel Geld verdient hatte. Und die kleine Hanna sollte mit drin wohnen und den kleinen Hund, den sie sich wünschte, haben. Dann sah man weit über den stolzen Strom auf die hohen, schönen Schiffe hinüber zu den grünen Wäldern der Hafe. Ein Jauchzen füllte Sidis Brust. Wie schön die Welt doch war!

Das Klappern der vielen Leute, die feingemacht, mit vielen Butterbrot und Kind und Regel den Dampfer außer der Schule füllten, zerflatterte im frischen Seewind, das Wasser schäumte und rauschte, und jetzt nahm ein Mann aus einer kleinen Kiste, auf der er saß, eine schöne große Ziehharmonika hervor und spielte ein Lied nach dem andern. Die Kinder horchten und summteten mit, die Erwachsenen lächelten und wiegten sich im Takt und all die schönen Töne flatterten im lustigen Sommerwind über das Schiff bis in den fernsten Winkel.

Sidi war so wohl und weh zugleich, er hätte weinen mögen und mußte doch lachen. Er hätte allen Leuten Gutes tun mögen, er zürnte niemand mehr auch seinen Peinigern nicht. Unbefangen und freundlich setzte er sich zu den schlimmsten, zu Barthold Schliefer und Heini Sumsleth. Die hatten bisher mit dem kranken Hund gespielt, waren aber nun des Spielens satt, besonders, als ein vorübergehender Mann sie belehrte, daß der Beinbruch des Hundes schon älter sei und kaum wieder richtig ausheilen würde. „Denn will ich ihn auch nicht haben. Was soll man mit einem krüppeligen Tier?“ sagte Heini Sumsleth verächtlich. „Willst du, Barthold?“ Aber Barthold hatte auch die Lust verloren. „Schenk' ihn man Ohren,“ sagte er gelangweilt. „Der kann ihn meinstwegen mit nach Amerika nehmen.“

Und schon lag der kleine Hund leise winselnd in der Mütze Sidis, der sich vor Freude nicht zu lassen wußte. Gleich morgen wollte er das Tierchen ins Pastorenhaus zu Hanna bringen, da würde es sicher gesund gepflegt werden und Hanna würde auch einen kleinen Krüppel liebhaben. Still selig sah Sidi da, das Tierchen in seiner Mütze regte sich nicht. Langsam streichelte die braune Jungenshand das weiche zerzauste Fell. Die Ziehharmonika spielte einen lustigen Tanz, auf dem Vorderdeck drehten sich die großen Mädchen miteinander, daß die blonden Zöpfe flogen. Die Jungens drängten alle nach achbord, da kam langsam ein großer Uebersee-Dampfer elbaufwärts gefahren, und zwar dem eigenen Dampfer so nah, daß man die Menschen auf den Decks genau erkennen konnte. Und wirklich, da unten standen lauter Chinesen mit richtigen langen Zöpfen und Schlitzaugen in den gelben Gesichtern. Das mußte Sidi dichtbei sehen.

Behutsam schob er die Mütze mit dem Hunde in eine Ecke und stürzte neugierig nach achbord. Die Kinder schrien und winkten, und die Chinesen winkten zurück. Langsam fuhren sie vorüber und der kleinere Dampfer begann in den Heckwellen des größeren zu dämpfen. Ein klägliches Winseln ließ Sidi plötzlich herumfahren. Da sah er noch gerade, wie sein Hund, von Heini Sumsleths Hand geworfen, im hohen Bogen in die Elbe flog. „Mein Hund,“ schrie Sidi, schneeweiß vor Wut. „Ich hab' ihn gefunden und kann

damit machen, was ich will,“ lachte der andere höhnisch. Einen Augenblick war es, als wollte Sidi sich auf den Widersacher werfen, aber dann sah er den Hund mit den Wellen kämpfen und blitzschnell, ehe eine Hand ihn zurückhalten konnte, stand er auf der Reling des Schiffes und sprang, ohne sich zu bestimmen, dem Hunde nach ins Wasser.

Ein Schrei aus hundert Kehlen, ein lähmendes Entsetzen. Befehle, Hin- und Hergelaufe, ein Rettungsring flog. Jäh verstummte die Ziehharmonika und die Mädchen, die eben noch im Tanze sprangen, hielten sich weinend die Augen zu. Der Dampfer drehte bei. Mehrere Boote flogen vom Ufer her, wie zwei Pünktchen sah man den Kopf des Hundes und nicht weit davon Sidis weißes Gesicht. Da — er hatte den Hund im Arm. Ein Schrei ging durch die Menge. Da war ein Boot schon nah und streckte dem treibenden Jungen einen Riemen hin. Aber er trieb reglos und rechte keine Hand.

In seinen Ohren rauschte und schwoll es, purpurne Glut rauschten vor seinen Augen. Hannal dachte er glücklich. Nun würde sie doch den Hund haben. Da sah er plötzlich Engels Gesicht, lächelnd und winkend. Müde ließ er den Kopf zur Seite sinken. Ein fernes Rauschen und Singen, dann Stille, Todesstille. Ein Boot barg ihn und den Hund, der leise winselte. Man brachte ihn an Bord des Dampfers und legte ihn auf das Deck, über das eben die Kindersüße lustig getanzt hatten. „Ein Schraubenslügel hat ihn am Kopf getroffen,“ sagte die ruhige Stimme eines Arztes, und langsam drückte Lehrer Bagts mit zitternden Händen die Lider über die blauen Augen, die nun an Engel Debes Seite die unvergänglichen Freuden des Paradieses schauten.

Die Zionisten und das heilige Land.

Zielbewusstes Vorwärtstreben zeigt der Zionismus auf allen Gebieten. Er ist ja auch in einer günstigen Lage, seitdem sich England im November 1917 rückhaltlos auf seine Seite gestellt hat. Damals handelte es sich darum, die Unterstützung des über die Reichtümer der Erde verfügenden Weltjudentums für Englands Kriegführung zu gewinnen. Da erließ England durch den Mund seines Ministers Balfour die „Balfour-Deklaration“, welche dem Zionismus beim Siege Englands für seine Palästina-pläne glänzende Aussichten eröffnete. An diese Erklärungen ist jetzt die englische Regierung gebunden. Wenn sich auch im englischen Volke manche gegnerische Stimmen erheben, so wiederholen doch alle Kundgebungen der Regierung, was erst kürzlich Churchill der arabischen Abordnung in London erklärte, daß die britische Regierung unter keinen Umständen die Erfüllung der Verpflichtung ablehnen werde, die sie durch die Balfour-Deklaration übernommen habe. Daher haben die Zionisten, wenn auch die Juden unter den drei Landesreligionen Palästinas die kleinste Zahl bilden, einen beherrschenden Einfluß auf die Landesregierung, der ihnen schon dadurch gesichert ist, daß der oberste Vertreter der englischen Regierung selbst Zionist ist.

Dr. Chaim Weizmann, der Präsident der zionistischen Weltorganisation, ist zugleich der große Weltgeschäftsfreisende der Zionisten. Ueberall an den Knotenpunkten der Weltpolitik war er in den letzten Monaten zu treffen, um für die jüdischen Pläne zu werben. Im März war er in Berlin und verhandelte im Hause des bekannten jüdischen Professors Einstein mit dem gleichfalls jüdischen deutschen Außenminister Rathenau. Von dort ging er nach Paris, wo er am 21. vom Präsidenten der französischen Republik Millerand, am 25. vom Ministerpräsidenten Poincaré empfangen wurde. Am 1. April war er in Rom und wurde vom italienischen König empfangen. Am 2. verhandelte er mit dem Kardinal-Staatssekretär Gasparri im Vatikan, am 6. mit dem früheren italienischen Ministerpräsidenten Nitti und empfing am Abend desselben Tages eine glänzende Huldigung in der großen Stadtsynagoge Roms. Am 7. finden wir ihn in Neapel in ähnlicher

Tätigkeit. Dann wieder in Rom, wo er mit italienischen Senatoren, Abgeordneten, Politikern, Pressevertretern und Großindustriellen zahlreiche Verbindungen anknüpfte und namentlich deren Bedenken darüber zu zerstreuen suchte, daß der Zionismus den italienischen Einfluß in Palästina zugunsten des allbeherrschenden englischen zurückdränge. Einige Tage später finden wir ihn in Venedig, dann in Florenz mit großer Synagogenfeier und öffentlichem Vortrag in der Stadtpräsektur, unter Anwesenheit der bürgerlichen und militärischen Spitzen, am 25. wieder beim Kardinal-Staatssekretär Gasparri, am 28. bei der „Weltkonferenz“ in Genua zu Verhandlungen mit den Staatslenkern, namentlich dem italienischen Staatssekretär Schanzer, und endlich in Begleitung des jüdischen Regenten Palästinas Herbert Samuel auf dem Wege nach London. Diese bloße Aneinanderreihung gibt einen Begriff davon, was für eine geschäftige Bewegung in der jüdischen Welt herrscht.

Landkäufe der Zionisten finden in immer größerem Maßstabe statt. Die Juden sagen sich ganz richtig, daß sie, wenn sie einmal den größten Teil der Ländereien in ihre Hände gebracht haben, die Herren des Landes sind, und daß dann jeder Widerstand der Araber vergeblich ist. Das Geld dazu haben sie ja. Bodenkauf ist daher jetzt das Losungswort der Zionisten. Alle zionistischen Vereinigungen der Welt werden bestürzt, sich am Bodenkauf zu beteiligen. Das Geschäft wird nach jüdischer Art nicht durch öffentliche Nachfrage, sondern unter der Hand gemacht. Sobald ein Bodenbesitzer in Geldnot ist, kommen die jüdischen Angebote von Kauf oder Hypothek, und dann geht das Land viel billiger an den neuen Eigentümer über. Namentlich in der Ebene Jesreel, dem fruchtbarsten Teile des Landes, einer Kornkammer von wunderbarer Ertragsfähigkeit, soll der Ankauf von Ländereien im stillen immer weitere Fortschritte machen. Die ganze Ebene war früher allmählich in die Hände des größten Zehnpächters der Türkei, Surzuf in Beirut, übergegangen, der den Leuten für ihre „rückständigen“ Steuern ihre Ländereien abnahm, so daß sie auf einst eigener Scholle Sklaven dieses syrischen Bankiers wurden. Jetzt soll Surzuf das Gebiet von zwölf Ortschaften an die Zionisten verkauft haben. Die Fellachen dieser Ortschaften werden natürlich nur die Herren wechseln. Früher mußten sie auf den Ländereien ihrer Väter für Surzuf arbeiten, fortan für die Juden. Denn diese werden die Arbeit schwerlich selbst tun wollen.

Im Widerstande gegen die zionistischen Pläne sind die Araber Palästinas durchaus einig. Natürlich gelingt es den Juden, auch Araber zu gegenteiligen Äußerungen zu gewinnen, die dann öffentlich verwendet werden. Aber die Meinung des arabischen Volkes bringen sie nicht zum Ausdruck. Die Araber können eben nicht begreifen, daß das Land, das ihnen jetzt 1300 Jahre lang gehört hat, auf einmal den Juden gehören soll. Sie machen in ihren schriftlichen Einsprüchen an England und neulich auch an die Konferenz von Genua ihr geschichtliches Recht geltend. Sie betonen, daß die Juden selbst das Land ursprünglich nicht besaßen, sondern anderen abgenommen haben. Sie berufen sich auf die Geschichte, wonach es nur wenige Jahrhunderte ein jüdisches Reich gegeben habe, das schon im 8. und 6. Jahrhundert vor Christus zerstört worden und später nie wieder aufgerichtet worden sei. Auch zur Zeit Jesu lebten ja nach Mommson in ganz Palästina nur noch 700 000 Juden. Die große Mehrzahl der damaligen Einwohner bestand also aus Nichtjuden. Araber erheben daher Einspruch gegen die Balfour-Deklaration als ein geschichtliches Unrecht. In der Eingabe der arabischen Abordnung an die Genuaer Konferenz wendet sie sich an die gesamte gesittete Welt und alle in Genua vertretenen Völker, Palästina als ein unabhängiges Land anzuerkennen.

Anderer Gegner der Zionisten erheben jetzt ihre Stimme lauter als bisher. Dahin gehören vor allem ein-

flußreiche Kreise in England selbst. An ihrer Spitze stehen die Lords Eydenham und Jelington im englischen Oberhause. Sie verlangen die Abschaffung der Balfour-Deklaration und die gänzliche Einstellung der jüdischen Einwanderung in Palästina. Lord Eydenham schreibt, daß die nächste Gefahrzone für die Welt der Osten sein werde, und daß, falls die bisherige Palästinapolitik beibehalten würde, zweifellos große Unruhen im Anzuge seien. Dazu kommt das allgemeine Mißvergnügen des englischen Steuerzahlers, der nicht länger Millionen über Millionen opfern will, nur um den reichen Juden ihre nationale Heimstätte zu verschaffen. Der frühere Ministerpräsident Asquith sagte neulich im Parlament: „Ich werde nicht sagen, wie ich über das Palästina-Problem denke. Ich habe es bisher nicht gesagt und beabsichtige es auch in Zukunft nicht zu sagen. Ich bin aber der Ansicht, daß eine Verpflichtung zur Errichtung einer nationalen Heimstätte für die Juden in Palästina besteht. Ob es nun gerecht oder ungerecht sei, sie kann nicht mehr zurückgenommen werden.“

Wasser auf die Mühle der englischen Gegner des Zionismus lieferte neulich auch der englische Zeitungskönig Lord Northcliffe, der ehemalige Frankfurter Jude Stern. Er war vor kurzem selbst in Palästina. Ob nun die Zionisten versäumt haben, sich die Huld des mächtigen Stammesgenossen in der ihm genehmen Weise zu sichern, oder was sonst der Grund gewesen sein mag, kurz, der Zeitungsgewaltige eröffnete nach seiner Rückkehr nach London in seinen zahlreichen Zeitungen einen Feldzug gegen den Zionismus. In den „Times“, die bisher den Zionismus warm befürwortet hatten, veröffentlicht er einen aufsehenerregenden Aufsatz, der die Zustände Palästinas in düsteren Farben schilderte. „Tief enttäuscht“ sei er zurückgekommen. Er habe Palästina in einem dem Bürgerkriege ähnlichen Zustand gefunden. Man sei genötigt, alle Straßen mit Flugzeugen und Panzerwagen zu bewachen. Es sei bezeichnend, daß man kürzlich in Wienensböden versteckt eine große Zahl von Revolvern gefunden habe, die von Zionisten eingeschmuggelt worden seien. Englische und amerikanische Missionare äußerten sich wie die überwältigende Mehrheit der Muhammedaner, deren es in Palästina 700 000 gegen 70 000 Juden gebe, höchst ungünstig über die anspruchsvolle Art der Zionisten, die das ganze Land regieren wollten. Wenn man die einstigen türkischen Zustände Palästinas mit den heutigen vergleiche, so falle dieser Vergleich sehr zuungunsten von heute aus. Parlament, Presse und Volk Englands müßten auf eine schleunige Untersuchung dringen. Wenn man nicht entschlossen vorgehe und die Rechte der allangehörigen Bevölkerung nicht besser berücksichtige, laufe man Gefahr, in Palästina ein zweites Irland zu schaffen. Den wirtschaftlichen Leistungen der britischen Verwaltung spendet er im übrigen Lob, auch der Person des britischen Oberkommissars, Sir Herbert Samuel — „obwohl“, fügt er hinzu, „viele der Ansicht sind, daß die Bestallung eines Juden als Oberkommissar ein Fehler war“. In dieselbe Kerbe hauen natürlich auch die anderen Weltblätter des einflussreichen Juden, der einen so auffallenden Angriff auf seine Stammesgenossen richtet.

Ein anderer Gegner ist dem heutigen Zionismus in dem Juden Dr. Max Nordau erstanden, der früher zusammen mit dem Begründer dieser Bewegung, Dr. Herzl, selbst ein Zionistenführer war. Er macht mit dem Juden Marmorek gemeinsam der jetzigen Leitung folgende Vorwürfe: „Durch die haarsträubende neuere Entwicklung ist das edle Ziel des Zionismus zur zügellosen Jagd nach schamlos hoch bezahlten Posten geworden. Die Leitung mißbraucht die Gelder, um sich und den von ihr geschaffenen Beamtenkreisen hohe Einkommen herauszuwirtschaften.“ Diese Vorwürfe weisen aber die Felleter mit Entrüstung zurück als unerhörte Verleumdungen.

Auch der Papst tritt mit einer immer entschiedeneren Gegnerschaft gegen den Zionismus auf den Plan. Zwar

gehören die Christen Palästinas weit überwiegend der griechischen Kirche an, haben also mit dem römischen Papst nichts zu tun. Aber im Gegensatz zu dem Worte Jesu, dessen Stellvertreter sie sein wollen: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“, haben die Päpste von jeher ein brennendes Verlangen gehabt, sich in die Weltbühnen einzumischen. Und selten ist es ihnen so gut gelungen wie seit dem Kriege. So will der Vatikan jetzt auch in Palästina mitreden. Die Zionisten unterschätzen auch den heutigen Einfluß des Papstes nicht. Daher machte Eobim Weizmann neulich bei seinem Besuch in Rom alle Anstrengungen, um auch vom Papst empfangen zu werden. Er wurde aber nicht vorgelassen, während der italienische König ihn höflich empfing. Dagegen erschien kürzlich in Rom der lateinische Patriarch Barlassina und reiste dann mit einer außerordentlichen Mission des Papstes an die englische Regierung nach London. Der fast kriegerisch auftretende, tatkräftige Barlassina hielt vorher einen öffentlichen Vortrag in Rom, in dem er die Zionisten überaus scharf angriff und am Schlusse zu einem Kreuzzuge, zwar einem „friedlichen, aber unerbittlichen“, seitens der 300 Millionen von Katholiken gegen den Zionismus aufrief. Jedenfalls rechnet der Zionismus jetzt mit einer verschärften Gegnerschaft des Papsttums, auch damit, daß dadurch die Gegnerschaft in London und in allen Ländern mit katholischer Bevölkerung geflächt wird. Was ist dagegen zu tun? Land kaufen, Land kaufen, Land kaufen! antwortet der Zionist. Wenn das Papsttum einmal sieht, daß der Boden unser Eigentum ist, dann wird es sich wie gewöhnlich vor den Tatsachen beugen.

D. Ludw. Schneller.

Die Fremdenlegion.

Die 90 jährige Geschichte der Fremdenlegion ist mit Blut und Tränen geschrieben, eine Geschichte der Verzweiflung, des Blutbergießens und des Todes; sie bedeutet eine ununterbrochene Reihe von Kämpfen und Kriegen und eine Unsumme von Arbeit unter den schwersten Verhältnissen, in Dienste, zum Ruhme Frankreichs. Hunderttausende von Leuten aus aller Herren Länder haben in diesen Jahrzehnten für Frankreich ihr Leben dahingegeben; Tausende und aber Tausende sind unmenschlichen Strapazen, einem barbarischen Straßensystem, dem mörderischen Klima, verheerenden Krankheiten und Seuchen, dem Hunger und Durst, einem feindlichen Dolch oder einer Kugel, den Grausamkeiten räuberischer Völker, den Zähnen wilder Tiere zum Opfer gefallen; sie sind ins Irrenhaus gekommen oder haben in der Verzweiflung selbst ihrem traurigen Leben ein Ende

gemacht.“ Alle Warnungen haben bisher nichts genutzt. Immer wieder fallen Deutsche, besonders in den besetzten Gebieten, den Lockungen zur Anwerbung in die Fremdenlegion zum Opfer. Vor dem Weltkriege befanden sich unter 100 Legionären ungetähr 60 Deutsche. Von jeher hatte Frankreich längs der deutsch-französischen Grenze andauernd eine regelrechte Propaganda betrieben, um deutsche Soldaten zur Desertion und zum Eintritt in die Fremdenlegion zu veranlassen. Während des Weltkrieges dienten die Legionäre als Kanonensfutter im Kampf gegen unruhige afrikanische Stämme. Trotz der Bestimmung des Versailler Friedensvertrages, daß kein Deutscher in die Armee eines anderen

Volkes eintreten darf, hat es der französische Vertreter bei den Friedensverhandlungen durchgesetzt, daß dieser Paragraph auf die französische Fremdenlegion keine Anwendung finden soll; dadurch ist Frankreich das Recht erteilt, in Deutschland weiter für seine Fremdenlegion werben zu dürfen. Die Anwerbung geschieht mit den vertwerflichsten Mitteln. Man zwingt die 16- bis 18-jährigen unter Drohungen oder Mißhandlungen, sich für älter auszugeben, als sie sind. Man spiegelt ihnen vor, daß sie beim Wiederaufbau Frankreichs mitarbeiten sollen. Als Werbeorte werden zehn Städte im besetzten deutschen Gebiet mit Mainz an der Spitze genannt.

Sobald der betörte junge Mann das ihm unverständliche französische Schriftstück unterzeichnet hat, wird er nach Metz gebracht. Im Fort angelangt, werden ihm alle Wertgegenstände abgenommen, jeder Protest wird mit Peitschenhieben beantwortet; die Verpflegung ist schlecht, äußerst

Sollst in unfres Lebens Rahmen
Deines Lebens Gleichnis schau'n:
Fleißig säe deine Samen,
Und dann lerne ganz vertrau'n.

Bist du der, der seinem Meister
Vorzuschreiben wagt sein Tun?
Laß die Hält der kleinen Geister,
Kern' in seiner Größe ruhn.

Er wird mit dem Tau am Morgen,
Mit der Sonne lichte Kleid
Und mit Sturm und Regen sorgen,
Für die rechte Reifezeit.

In des Kornes reifer Stille
Halten sie die Mittagsruh,
Und aus seiner goldenen Fülle
Raunt es ihnen leise zu:

„Warten lernen — reifen lassen,
Das ist eine Lebensfrucht,
Die man auf den lauten Gassen
Dieser Welt vergebens sucht.

Laß die Städte rauchen, qualmen,
Laß den andern ihre Hält —
Unter unsern goldenen Halmen
Gönne du der Seele Raht.

Was du ohne Furcht und Bangen
Hält gelegt in seine Hut,
Wirt du tausendfach empfangen
Einst als goldnes Erntegut.

E. Sp.

dürftig. Der Dienst in der Fremdenlegion besteht dann in militärischer Ausbildung, Arbeiten in Haus und Garten, in Hof- und Straßenlehren, im Abort reinigen, das vornehmlich für die Deutschen bestimmt ist; die Verpflegung ist schlecht, der Gesundheitsdienst mangelhaft. Die Strafen für kleinere Versehen und Vergehen sind hart und streng. Der Garnisonfriedhof redet eine deutliche Sprache von denen, die den grausamen Strafen zum Opfer gefallen sind. Die Vorgesetzten sind strafverseht französische Offiziere oder sogar — Deutsche, die ihre eigenen Landsleute mißhandeln.

Neben den Kämpfen gegen die eingeborenen Stämme Nordafrikas werden die Legionäre in französischen Kolonien zu Straßenbauten verwandt. Hat ein Legionär dieses Leben eine Zeitlang ertragen, dann erwacht in ihm die Sehnsucht nach der Heimat. Wie mancher aber ist auf dem Fluchtversuch von den Kugeln seiner Verfolger niedergestreckt worden oder wird wieder eingefangen, um nun den grausamsten Peinigungen ausgesetzt zu werden.

Es ist ein furchtbares Bild, das uns die Schilderungen



der wenigen aus der Fremdenlegion entflohenen Deutschen entrollen; ein Bild von Kampf und Arbeit, von Not und Elend, ein Bild von Gemeinheit und Niedertracht, von Verzweiflung und Sterben. Ueber eine Viertel Million Deutsche wurden ein Opfer dieser elenden Arbeitertruppe. Darum ihr Ehre Deutschlands, hütet euch vor der Fremdenlegion. Das am Boden liegende Vaterland braucht euch, um mitzuhelfen an seinem Wiederaufbau.

Fröhliche Christen.

Auf einer Krankenstation eines Diakonissenhauses lag ein wilder Leugner Gottes, der Seele, des Gerichts und der Ewigkeit. Nach treuer und erfolgreicher Pflege verließ er die Station als ein nicht nur körperlich geheilter, sondern innerlich neu gewordener Mensch. Man fragte ihn, was die Schwester, die ihn gepflegt, denn nur getan habe, um ihn so herumzubringen. Da antwortete er: „Sie hat nichts Besonderes getan, sie war nur immer fröhlich, und als ich sie einmal voll Verwunderung fragte, wie sie es nur anfangs, unter so vielem Elend und Jammer so still und fröhlich zu bleiben, da hat sie nichts weiter gesagt als: „Die Sonne, die mir lachet, ist mein Herr Jesus Christ; das, was mich singen machet, ist, was im Himmel ist.“ „Da sing auch ich an,“ so schloß der belehrte Feind der Kirche, „mich nach der Sonne umzusehen.“ Fröhliches Christentum — das ist auch Arbeit für den Herrn, die nicht ohne Erfolg bleiben kann. Griesgrämige, sauerböpsische, freudlose Kinder Gottes können keinen Menschen für den Herrn gewinnen und ihm Lust machen, auch Kind Gottes zu werden. Im Gegenteil, sie wirken wie Warnungstafeln: „Vor dem Betreten dieses Grundstückes wird gewarnt.“ Aber fröhliche Christen, an denen man keine Launen, keine Mißstimmungen sieht, die alles von der guten Seite ansehen und sich durch nichts entmutigen lassen, das ist die beste Werbung für Jesus.

Ein freundliches Wort.

Eine hübsche Geschichte, die aber eine besonnene Anwendung auf die einzelnen Verhältnisse erfordert, erzählt das Blatt: „Für Herz und Haus“: Ein Herr, der eine Reise durch das nördliche Irland machte und dabei durch einen kleinen Ort kam, hörte aus einem alten Gebäude Kinderstimmen. Es war ein Schulhaus. Da die Tür offen stand, trat er in das Zimmer, um die Knaben buchstabieren zu hören. Ein kleiner Knabe stand mit traurigem Gesicht ein wenig entfernt von den andern. „Warum stehst der Knabe dort?“ fragte der Herr. — „Er ist ein Taugenichts,“ war die Antwort des Lehrers, „es steckt nichts Rechtes in ihm, und ich kann auch nichts aus ihm machen. Er ist der dümmste Junge in der Schule.“ Der Herr wurde bei diesen Worten bekümmert. Er fand, daß der Lehrer die Kinder zu hart und lieblos behandelte. Nachdem er eine Weile freundlich zu den Schülern gesprochen hatte, wandte er sich an den kleinen Knaben, der nebenan stand, legte ihm die Hand auf den Kopf und sagte zu ihm: „Eines Tages wirst du auch ein guter Schüler werden; sei nicht verzagt, versuche, mein Kind, versuche!“ Des Knaben Herz war hocherfreut; er erwachte aus dem geistigen Schlafe, in dem er bis dahin gelebt hatte, und bemühte sich mit Ernst, weiterzukommen. Er wurde ein guter Schüler und später ein berühmter Mann. Als Dr. Adam Clarke genoß er großen Ruf. Das Geheimnis aber, welches ihn dazu machte, war das kurze, freundliche Wort: „Sei nicht verzagt, versuche, mein Kind, versuche!“

Aus Welt und Zeit. 13. August 1922.

Am 11. August war ein bedeutungsvoller Tag. Es waren drei Jahre verflossen, seit wir die neue Reichsverfassung haben. Man gedachte dieses Tages in würdiger Weise. Der badische Staatspräsident hielt in Berlin die Hauptrede. Einigkeit, Recht und Freiheit! Davon sprach er, und das klang schon aus der Kundgebung des Reichs-

präsidenten heraus. Ja, „seid einig, einig, einig!“ Wir haben die Einigkeit notwendiger denn je; und Recht brauchen wir, und keine Parteiwirtschaft; und Freiheit brauchen wir, und keine Gewissensnebelung. Man mache Ernst mit den drei Worten! Aber ums Selbste war's niemand zumute; schon deswegen nicht, weil man überhaupt nicht das Gefühl hatte, als sei der 11. August 1919 ein Höhepunkt in der deutschen Geschichte. Immerhin sind wir ein Volk, das schnell eine neue Verfassung bekam und ein Rechtsstaat wurde, nachdem der verfassungswidrige Umsturz geschehen war. Auch jener andere 11. August 843 war kein Höhepunkt in der Geschichte. Da wurde das große, einige Frankenreich Karls des Großen geteilt in drei Teile. Kaiser Lothar bekam den mittleren Teil Italiens mit der Kaiserkrone, Lothringen usw.; sein Bruder Karl der Kahle bekam das westliche Frankenreich, ungefähr das jetzige Frankreich; dessen Bruder Ludwig der Deutsche erhielt den östlichen Teil, ungefähr das jetzige Deutschland. Diese Teilung war aus dem Streit heraus geboren, und von da an schon dattiert die Entfremdung von Deutschland und Frankreich. Und letzteres ist immer der Erbfeind Deutschlands gewesen. Es zeigt sich dies ja wieder deutlich genug auf der gegenwärtigen Londoner Ministerkonferenz. Immer ist's Frankreich, das uns zertreten will. Es stellte solch unsinnige und ungerechte Forderungen, daß England sie rundweg ablehnte. Es kam zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen Poincaré und Lloyd George, so daß man an einem Tage meinte, die Konferenz breche zusammen. Aber man hat schließlich doch auf beiden Seiten nachgegeben, und etwas wirklich Gutes ist für uns auch diesmal nicht, wie bei den 12 vorhergehenden Entente-Konferenzen, herausgekommen. Natürlich handelt es sich bei allem ums Geld. Was ist das für ein Höhe in der Welt! Deutschland muß zahlen. Darin waren sie alle einig. Deutschland kann zahlen, sagt Frankreich, und will nicht. England hat jedoch erkannt, daß Deutschland jetzt nicht mehr kann und eine Atempause braucht. Darum, sagt es, müssen wir Deutschland einen Zahlungsausschub geben bis Ende des Jahres, d. i. ein Moratorium. Wir fragen uns, und dann? Die Katastrophe wird nur langsam hinausgeschoben. Woher sollen wir denn bei der so schnell fortschreitenden deutschen Geldentwertung die Goldmark hernehmen? Es wird ja die Erfüllung der Verpflichtungen immer unmöglicher, je mehr unser Geldwert sinkt.

Wir sehen, wie die Geldentwertung einen Zweig der Industrie nach dem anderen verdirbt, wie sie das Kapital schließlich aufzehrt und das ganze wirtschaftliche Leben sehr unsicher macht. Mit der unwürdigen und unterwürfigen, dazu im letzten Grunde gewissenlosen Erfüllungspolitik muß Schluß gemacht werden. Noch ist die Londoner Konferenz nicht geschlossen, aber wir haben keine begründete Hoffnung einer Besserung unserer Lage. Wir gehen österreichischen Zuständen entgegen, das sogar um Verwaltung des Landes durch die Entente gebeten hat, d. h. dann ist Oesterreich eben nur noch Kolonie der Entente. Man denke nur, der Brotpreis dort wird um 3000 Kronen erhöht! Auch wir in Deutschland sollen eine Finanzkontrolle bekommen, das ist der Anfang der Unselbständigkeit. Erkennt unser armes deutsches Volk den Ernst unserer politischen Lage? Leider zu wenig. Man streitet sich darum, welcher Tag ein Nationalfeiertag werden solle; wir hätten Grund, einen Nationalbußtag einzuführen!

Nach dem von der Mehrheit des Reichstags zu Lasten der Landwirtschaft beschlossenen Gesetz der Getreideumlage erhält der Bauer für die Tonne = 20 Zentner Getreide, die er abgeben muß, nur 7000 M. Der gegenwärtige Marktpreis stellt sich auf 29000 M. und wird wieder bald weiter steigen. Auf die Tonne hat der Bauer also einen Verlust von 22000 M.! Abzuliefern sind für Baden 22000 Tonnen, macht also 484 Millionen, welche die badische Landwirtschaft einbüßt. Welcher andere Stand würde sich eine solche Sondersteuer gefallen lassen? Von

der gesamten deutschen Landwirtschaft müssen aufgebracht werden 2 1/2 Millionen Tonnen; dafür bekommt sie 5 1/2 Milliarden Mark, die Bewirtschaftung dieses Getreides aber durch die Reichsstelle kostet 8 1/4 Milliarden! Also wird wieder einmal für die Verwaltung mehr ausgegeben, als die Landwirte für ihre saure Arbeit und ihre großen Unkosten bekommen! Was die Landwirtschaft durch ihr großes Opfer dem Volke gibt, wird ihm durch die ungeheueren Verwaltungskosten um mehr als das Doppelte verteuert!

Die Franzosen haben 500 Deutsche aus Elßaß-Lothringen ausgewiesen. Wie schwer mag es den Betroffenen zumute sein, in Deutschland neu anzufangen. Wie schwer werden sie auch Wohnung finden. — Die Griechen stehen immer noch vor Konstantinopel. Franzosen, Engländer und Italiener „schützen“ die Stadt. Keiner gönnt sie dem andern. Der Meid! Er hat schon den Raim zum Brudermörder gemacht. Hier liegen keine „berechtigten Lebensinteressen“ vor, sondern es ist alles Meid und die Sucht immer mehr zu bekommen. So ist die Welt ohne Christus. Hätte ihn die Welt angenommen, es würde alles anders aussehen.

F. A.

Kirche und Mission.

Ernannt wurde Pfarrverw. Brecht in Heddesheim zum Pfarrer daselbst, Pfr. Horning zum Landes-Jugendpfarrer, Pfr. Fath in Ruchsen zum Pfarrer in Furtwangen. Gewählt Pfr. Kost in Furtwangen als Pfarrer der oberen Trinitatisparrei in Mannheim. Auf Ansuchen für 1. Oktober zur Ruhe gesetzt Pfr. Mayer in Rappurr und Kirchenrat Schmittknecht in Hugsweiler. Auf Ansuchen aus dem Dienst der Landeskirche entlassen Vikar Jypach in Baden und Diapropapfarrer Seeger in Meerburg.

Am 10. September soll eine Kollekte, vom 1. September bis 30. November eine Haus- und Natursammlung, stattfinden für die Anstalten der Inneren Mission unseres Landes, die sich durch die Teuerung in großer Bedrängnis befinden.

Am Sonntag, den 20. August, nachmittags 3 Uhr, feiert die Erziehungsanstalt Schwarzacher-Hof bei Aglasterhausen zum ersten Mal nach Kriegsende ihr Jahresfest. Damit ist auch die erste Jahresfeier der Diakonissenanstalt Berda verbunden. Herr Pfarrer Diemer-Durlach hat die Festpredigt übernommen. Bei schönem Wetter findet das Fest im Anstalts Hof statt. Den Gästen von auswärts wird eine Gefrischung geboten. Brot ist mitzubringen.

Am 1. und 2. Juli fand in Steinen ein Evang. Jugendfest statt. Schon am Samstag Nachmittag stellten sich eine Anzahl Jugendbände ein, die mit ihren bunten Wimpeln und frohem Gesang unsern Ort belebten. Der Samstag Abend vereinigte Einheimische und Gäste zu einer Begrüßungsfeier in der Turnhalle, wo Jugendpfarrer Luz von Mannheim über die Not unserer Jugend sprach, die sich auflehnt gegen die Glaubens- und Sittenlosigkeit unserer Zeit und nach einem Leben in größerer Keuschheit und besserer Frömmigkeit sehnt. Dieses Verlangen mache die Gründung von Ev. Jugendbänden in Stadt u. Land notwendig. Ein erstes Spiel „Michael“, das die Lage unseres Volkes spiegelnd ihm den Weg zur Freiheit zeigen soll, fand begeisterte Aufnahme. Am Sonntag Morgen zog die Jugend bei Trommel- und Pfeifenklang hinaus auf die herrlich gelegene Festwiese, wo sie sich in turnerischen Übungen und frohen Reigenen bis gegen Mittag tummelte. Der Nachmittag brachte den Festzug, an dem sich Tausende von nah und fern beteiligten, hinaus nach dem Walde, wo Pfr. Luz den Festgottesdienst hielt. Ruher ihm sprach noch Pfr. Wenger von Fahrnau und dann Herr Palat D. Schmittknecht, der durch sein späteres Erscheinen dem Feste besondere Weihe gab.

Das Elend der deutschen Studenten. Von 12000 Berliner Studenten müssen etwa 8000 sich ihren Unterhalt neben ihrer wissenschaftlichen Arbeit her verdienen als Hilfs- und Privatlehrer, als Bankangestellte, Stenotypisten und Korrespondenten, als Versicherungsagenten oder Stadtreisende; 3000 von diesen 8000 arbeiten in fester Stellung täglich 8 Stunden und müssen ihr Studium in der übrigen Zeit des Tages oder der Nacht betreiben. Im Sommer 1921 haben 60 Berliner Studenten überhaupt obdachlos gelebt und die Nächte in den Wartehallen der Bahnhöfe oder auf den Bänken des Tiergartens zugebracht. In den Sommerferien gehen Tausende von Berliner Studenten nicht nach Hause, sondern aufs Land, um Erntearbeit zu suchen. Zu noch höherem Maße sind die Studierenden der Kunsthochschulen von der Not der Zeit getroffen. Einer der talentvollsten von ihnen mußte, um nur leben zu können, Hausknecht bei einer fremden Gesandtschaft werden. Eine etwa vor einem Jahre veröffentlichte Statistik zeigt, daß der größere Teil der Studierenden an deutschen Hochschulen aus dem Mittelstande stammt. So hängt ihre Not aufs engste mit der großen Bedrängnis gerade dieser Volksschicht zusammen. Der Eisenacher Bund, welcher die Verbindung zwischen der positiv gerichteten theologischen Wissenschaft und der Gemeinde, insbesondere den Gemeindeführern pflegt, will vom 13.—15. September

in Karlsruhe eine Tagung abhalten. Vorträge haben zugesagt: Geh. Konsistorialrat D. Lügert-Halle, Professor D. Schlatter-Lüdingen, Konsistorialrat D. Bornhäuser-Marburg, Professor D. Heintzelmann-Basel und P. Destrécher-Bethel.

Chile, das erste Weinland der Welt, beabsichtigt, Neuanpflanzungen von Wein zu verbieten und zur Bekämpfung des Alkoholmißbrauchs anzuordnen, daß binnen 30 Jahren 60 Proz. aller bestehenden Weinberge in Keder, Gärten usw. umgewandelt sein müssen.

Seit 1919 besteht für die katholischen Schüler höherer Schulanstalten eine besondere Organisation, die sich „Neudeutschland“ nennt und von Jesuiten geleitet wird. Nach der Mitteilung von Pater Gsch umfasst dieser Verband in 320 Ortsgruppen mit 25000 Mitgliedern bereits die Hälfte der Schüler höherer Lehranstalten. Der Verbandsitz ist im Provinzialhaus der norddeutschen Jesuiten in Köln, neuerdings besitzt er durch Ankauf der Burg Normannstein in Thüringen, mitten im protestantischen Thüringen, ein Erholungsheim. Grundsatz dieser Jugendorganisation, die sämtliche katholische Schüler in sich zu vereinigen sucht, ist strenge konfessionelle Absonderung. Nur katholisch-jesuitischen Geist sollen die werdenden Beamten in sich aufnehmen. Die evangelischen Schülerbibelkreise, denen diese katholische Schülerorganisation nachgemacht ist, bestehen schon viel länger, aber wie viele evangelische Schüler höherer Lehranstalten mögen sich bis jetzt den evang. Jugendorganisationen angeschlossen haben?

Der badische Jugendbund wird am 12., 13. und 14. September im Ferienheim zu Fallau für Jugendführer und Freunde der Jugend einen Lehrgang abhalten, der unter dem Leitgedanken „Das Deutsche in der Jugend und in unsern Vätern“ stehen soll. Die Vorträge sind übernommen von Frau Dr. Mayer-Kulenkampff in Freiburg, Pfarrer Walthert in Schwellingen und Pfarrer Dr. Stählin in Nürnberg. Anmeldungen nimmt bis 12. August Pfarrer Roland in Brüglingen, Amt Müllheim, entgegen. Anreise am 11., Abreise am 15. September. Kosten etwa 180 Mk. für Unterkunft und Verpflegung.

Die deutsche evangelische Kirche in Rom geht ihrer Vollendung entgegen. Bereits im Jahre 1915 waren die Hauptarbeiten vollendet; es fehlte nur noch der innere Ausbau und die Einrichtung. Während des Weltkriegs war sie mit den anderen dazu gehörigen Gebäuden beschlagnahmt und wurde auch nach dem Friedensschluß von einem italienischen Bauunternehmer zum Teil als Büro benutzt. Der bereitwilligen Hilfe der neutralen Gesandten ist es zu danken, daß mit den deutschen evangelischen Kirchen in Italien auch die evangelische Kirche in Rom freigegeben ist. Jetzt ist sie geräumt und die Arbeiten im Innern haben begonnen. Augenblicklich werden die schon vor dem Kriege fertiggestellten Teile, Altar und Kanzel, aufgestellt; den Altar hat Erfurt, die Kanzel hat Magdeburg gestiftet. Die herrlichen Gloden sind ein Geschenk Wittenbergs. Es fehlen noch die Fenster, die Beleuchtungskörper, das Gestühl und die Orgel, die 1915, halb fertiggestellt, zum größten Teil den Kriegsbedürfnissen geopfert werden mußte. Man hofft, die Arbeiten soweit zu fördern, daß die Einweihung am 31. Oktober dieses Jahres stattfinden kann.

Die Stadt Wittenberg soll nach einem kürzlich gefaßten Beschluß der dortigen Stadtverordnetenversammlung künftig den Namen „Lutherstadt Wittenberg“ tragen. Eine nähere Kennzeichnung ist ja unbedingt notwendig, da es drei Orte namens Wittenberg gibt, nämlich in Ostpreußen, Pommern und Westpreußen.

Feste und Konferenzen.

Sonntag, 20. August, 3 Uhr, Jahresfest der Bräderanstalt Berda und der Erziehungsanstalt Schwarzacher-Hof bei Aglasterhausen.

Evangelisation!

Diejenigen Gemeinden bzw. Amtsbrüder, welche für den nächsten Winter Evangelisation wünschen, werden gebeten, ihre Anmeldungen baldmöglichst unterzeichneten zukommen zu lassen, damit er mit den G. jellsten die nötigen Anordnungen treffen kann.

H. Diemer, Pfarrer in Durlach,

Vorsitzender des bad. Evangelisationsvereins.

Dank und Bitte.

Für die Waisen der armenischen Märtyrer: J. J. sen. Mannh. Dankesopfer 500.—, P. M. Medsch. 20.—, dch. Pf. A. Jhringen 20.—, dch. Pf. A. Graben 50.—, dch. Pf. A. Friedrichstal aus d. Klingelb. 50.—, von einer Witwe 15.—.

Für die evangelischen Oberschlesier unt. polnischer Herrschaft: Durch Pfr. Schmitt. a. Wiesloch S. J. 10.—, Rfm. W. 100.—, Ung. 20.—, Ung. Altwiesloch 10.—.

Für die Anstalt Kork: Durch Pfr. Schmitt. aus d. Kirchenopfer Wiesloch 50.—.

Für die badische Festsmission: Ung. in R. R. 20.—.

Für die hungernden evang. Deutschen in Rußland: Durch Wit. Bartholomä v. Jünglingsverein Teisberg 643.—, dch. Pfr. Schöndal v. Jungmännerverein Friedrichsfeld 180.—, dch. Pfr. Boll v. Geborn a. Rünzsch. 133.—, 225.— u. 270.—, Ung. in R. R. 10.—, dch. Pf. A. Welschneurent 10.—, R. G. Mannh. 50.—, dch. Pfr. Hummel aus Rabelburg u. Umgegend 190.—, dch. Pfr. Wenz aus Ittersbach Wtt. R. R. 20.—, R. R. 10.—, dch. Ruth. Zimmermann v. eilichen Geborn

